

Die Stasi als sicherer Ort

– Eine Zeitreise zurück in die achtziger Jahre: Der Dokumentarfilm *Anderson* zeigt den ehemaligen Spitzel und seine Künstlerfreunde aus dem Prenzlauer Berg. –

Als die DDR vor einem Vierteljahrhundert unterging, fand man in ihrer Konkursmasse auch die Akten des Szenedichters Sascha Anderson. Anderson, geboren 1953, einst ein viel bewundener Star der Künstlerszene im Prenzlauer Berg, hatte seine Stasiführungsoffiziere jahrelang und selbst noch nach seiner Übersiedlung nach West-Berlin mit ausführlichen Berichten über seine singenden, töpfernden, malenden und reimenden Künstlerfreunde versorgt.

Die Aufregung war verständlicherweise groß. Sein Verrat, von ihm selbst erst geleugnet, dann in einem autobiografischen Roman als postmodernes Spiel mit den Scherben eines zersplitterten Wahrheits- und Subjektbegriffs verklärt, setzte den Ostberliner Underground ins Zwielflicht: War es möglich, dass diese Künstlergruppe, die sich in den letzten Jahren der DDR vor allem auf das Bemalen von Teetassen und auf das Verlesen hermetischer Lyrik in privaten Wohnküchen verlegt hatte, so zahnlos und unpolitisch war, dass sich ein dichtender Stasimitarbeiter ohne Weiteres an ihre Spitze setzen konnte? War es sogar denkbar, dass – wäre es allein nach den stillen Wohnküchenkünstlern der DDR gegangen – die letzte deutsche Revolution niemals stattgefunden hätte? Der Fall Anderson verdunkelte den Mythos der Prenzlauer-Berg-Künstler, deren historische Hinterlassenschaft heute allenfalls in den Annalen des Berliner Immobilienhandels noch eine gewisse Rolle spielt.

In kürzester Zeit ist die DDR heute das neben dem alten Rom am besten musealisierte untergegangene Land der Erde geworden. Filme, Romane, Museen, Koch- und Oldtimerbücher widmen sich hingebungsvoll der schlechten alten Zeit in der Deutschen-Demokratischen Republik. Und mit Lutz Seilers wunderbarem Hiddensee-Roman *Kruso* wird, wenn es mit gerechten Dingen zugeht, in der kommenden Woche nach Uwe Tellkamps *Der Turm* zum zweiten Mal ein großer DDR-Roman den *Deutschen Buchpreis* auf der *Frankfurter Buchmesse* erhalten.

Der Dokumentarfilm *Anderson* von Annekatriin Hendel will ganz bewusst ein Mosaikstein sein im derzeitigen deutsch-deutschen Aufschreibe- und Aufbewahrungswesen. Er zeigt den ehemaligen Stasi-Künstler als sechzigjährigen Ehemann mit Auto und Eigenheim im Hessischen und lässt dessen verratene Freunde ausführlich zu Wort kommen. Den Musiker Ekkehard Maaß, die Keramikkünstlerin Wilfriede Maaß, den Dichter Bert Papenfuß, das Fotografenehepaar Ingrid und Dietrich Bahß, die Kameraleute Lars Barthel und Thomas Plenert, den Journalisten Holger Kulick und den jetzigen Leiter der Stasi-Unterlagenbehörde Roland Jahn. Und er baut in den Kulissen eines weitläufigen Studios zwischen ein paar Stellwänden die Ostberliner Künstler-Küchenidylle von Ekkehard Maaß nach, detailgetreu vom Plüschhasen bis zur bemalten Teetasse: mittendrin der gealterte ehemalige Spitzel mit Russenmütze auf dem stoppelbekränzten Kopf. Schöner Einfall: die DDR-Idylle als Pappkulisse, der Held im Filmmuseum seines Lebens.

Noch immer möchte man von Anderson wissen: Warum um Himmels willen hat er das gemacht? „Auf Freundesverrat steht in anderen Gesellschaften der Tod“, sagt Ekkehard Maaß, der Anderson in den achtziger Jahre beherbergt, verköstigt und überall herumchauffiert hatte – selbst dann noch, als der Dichter, über dessen „erotische Körpersprache“ die mittlerweile grauhaarigen Damen der Szene im Rückblick noch immer ins schwärmen geraten („die Art, wie er die Jeans getragen hat, ist unvergesslich“), mit Ehefrau Wilfriede Maaß in der gemeinsamen Wohnung in der Schönfließnerstrasse das Bett teilte. „Wir waren bis zur Entblößung ausnutzbar“, resümiert Maaß die Undurchsichtigkeit der damaligen Lage, in der Erotik, Lyrik, Lüge, Bänkelgesang, Konspiration, Wohnküchenleben und Kleinhandwerk ein unentwirrbares Ganzes bildeten.

Das Geheimnis des Verrats kann auch der Film nicht lüften. Er habe, sagt Anderson, alles dafür tun wollen, dass sich die „bestialische Erfahrung“ des deutschen Faschismus nicht wiederhole. Man reibt sich die Augen: Freundesverrat als antifaschistischer Akt? Na ja, eine gewisse „Verletzungspotenz“, räumt Anderson nun doch ein, habe in dieser Geschichte gelegen, die einfach „Scheiße gelaufen“ sei. Er habe seine Führungsoffiziere jedoch als „Vertreter eines Systems“ akzeptiert, zu dem er einen „Loyalitätsbegriff gepflegt“ habe: Diese Loyalität zu verletzen hätte mich zerstört.“

Die Stasi als sicherer Ort, als eine Geborgenheit spendende „Urfamilie“ für den im Leben entgleiten Dichter – diese Lesart hatte Anderson mit schon im Januar 1992 bei einem ZEIT-Gespräch in seiner Westberliner Wohnung angeboten. Es sei ihm, sagte er im Laufe dieses fünfstündigen Gesprächs, in dem er jede einvernehmliche Zusammenarbeit mit der Stasi mannhaft leugnete, immer nur darum gegangen, seine „Identität produktiv zu verlieren“. Nach dem Film weiß man: Damals glaubte er noch, was seine Führungsoffiziere ihm versichert hatten, als sie ihn 1990 aus dem Dienst entließen – dass alle Unterlagen restlos vernichtet seien.

Den Freunden ist der Freund bis heute „ein Rätsel“, noch immer halten sie ihn für einen „Spielertyp“, für einen, der die „Lüge“ tief ins eigene Betriebssystem übernommen habe. Aber ist ein Spiel schlecht, nur weil man es verloren hat? Der Film von Annetrin Hendel hält sich aus solchen Fragen raus. Er zeigt lieber, was man auch in Lutz Seilers suggestivem Inselroman nachvollziehen kann: wie den empfindsamen Insassen der DDR auf deren letzten Metern das Wirklichkeitsgefühl verloren ging.

Iris Radisch, Die Zeit, 1.10.2014